

Elena PAVLOVA
Universität Paderborn

**ÜBERLEGUNGEN ZU DEN ETHISCH-POLITISCHEN
IMPLIKATIONEN DER KULTURELL ÜBERLIEFERTEN
EINSTELLUNG ZUM SCHMERZ AM BEISPIEL VON ERNST
JÜNGERS ESSAY *ÜBER DEN SCHMERZ***

Elena PAVLOVA
University of Paderborn

**POLITICAL AND ETHICAL REFLECTIONS ON
CULTURALLY-BASED ATTITUDE TOWARDS PAIN EXEMPLIFIED
BY ERNST JÜNGER'S ESSAY *ÜBER DEN SCHMERZ***

“When there is no dependence of the body, no death, there is probably no perception as well, when there is no pain, there is no pleasure as well, in short: no life.” (List:1997: 505) – with these words E. List explained the necessity of reconsidering the physical dimensions of consciousness.

Based on Ernst Jüngers essay *Über den Schmerz* the present article works out some of the political and ethical implications of the culturally-based attitude towards the pain, emphasising the particular actuality of the topic. For analysing those aspects it refers to Elisabeth List's essay *Schmerz – Manifestationen des Lebendigen*, which provides a deep philosophical insight into the premises of the extensive suppression and rejection of pain in western culture.

Keywords: discourse about the body; phenomenology; discourse of power; ethics

„Dort, wo es keine Abhängigkeit vom Körper, keinen Tod gibt, gibt es vielleicht auch kein Spüren mehr, wo kein Schmerz, auch keine Lust, mit einem Wort: kein Leben.“ (List 1997: 505) – mit diesen Worten hat E. List die epistemologische Notwendigkeit auf den Punkt gebracht, die Leibgebundenheit menschlicher Bewusstseinsphänomene zu (über)denken.

Das Verhältnis zum Schmerz steht im Zentrum von Ernst Jüngers Essay *Über den Schmerz* aus dem Jahre 1934, der nachfolgend einer genauen Betrachtung unterzogen werden soll, weil er in eklatanter Weise eine kulturell überformte Einstellung

zum Schmerz zum Ausdruck bringt, die – wie es zu zeigen gilt – schwerwiegende ethisch-politische Implikationen hat und somit von beachtlicher Aktualität ist.

Über den Schmerz – bereits der Titel von Jüngers Essay, der besonders aufschlussreich für das Verständnis des faschistischen Körperdiskurses ist¹, ist von einer auffallenden Doppeldeutigkeit gekennzeichnet. Einerseits klingt er ganz konventionell – er kündigt das Thema einer Abhandlung an. Zieht man jedoch die explizite „Botschaft“ des Textes in Betracht, kann man sich andererseits des Eindrucks nicht erwehren, dass er eigentlich emphatisch den endgültigen *Sieg über* den Schmerz verkündet (bzw. imperativisch dazu auffordert) und dass der erste Teil des Titels, der bspw. Triumph (über den Schmerz) lauten könnte, einfach proleptisch weggelassen worden ist.

Triumph über den Schmerz – mit dieser Formel, die man als eine andere Bezeichnung für den „Triumph des Willens“ oder, was auf dasselbe hinausläuft, für den „Willen zur Macht“ lesen könnte, lässt sich lapidar das in Jüngers Aufsatz postulierte Verhältnis zum Schmerz beschreiben. Es handelt sich hierbei wesentlich um ein *instrumentales Verhältnis*, dessen ausgesprochener *Machtcharakter* indes ganz unverhohlen zutage tritt.

Wer sich dem Schmerz – „die stärkste Prüfung innerhalb jener Kette von Prüfungen, die man als das Leben zu bezeichnen pflegt“ (Jünger 1960–1965: 151) und zugleich „der beste Prüfstein, an dem man die Rasse erkennt“ (ebd., 151/152) – gewachsen oder überlegen zeigt, gewinnt – so heißt es dort – „Zutritt zu den Quellen seiner Macht und zu dem Geheimnis, das sich hinter seiner Herrschaft verbirgt“ (ebd., 151).

Dem Schmerz nicht zu entrinnen, sondern ihm hartnäckig zu widerstehen, zu trotzen, ihn zu bestehen, seine „Unentrinnbarkeit“ und „Unzugänglichkeit“ zu überwinden, das macht einen unverwundbar, unbesiegbar, allmächtig.

Der Autor ordnet dieses instrumentale Verhältnis zum Schmerz der „heroischen“ bzw. „kultischen Welt“ zu und stellt es, dem von ihm entworfenen streng bipolaren Argumentationsschema entsprechend, dem „anderen“, für die „Welt der Empfindsamkeit“ charakteristischen Verhältnis zum Schmerz gegenüber.

Da der Schmerz „den Leib trifft“ (ebd., 165) oder andersherum: da der Leib für E. Jünger „der Raum (ist), durch den er (der Mensch – E.P.) am Schmerze Anteil hat“ (ebd., 164), ist es auch gerade der „Leib“, den es als Instrument, „als Gegenstand“ (ebd., 164) zu behandeln gilt. Der Mensch wird in dem Maße fähig, „dem Angriff des Schmerzes zu trotzen, in dem er sich aus sich selbst herauszustellen vermag“ (ebd., 196). Erst über die selbstgeleistete „Herausstellung“ im Sinne von

¹ Die Parallele zum fundamentalistischen Körperdiskurs ist naheliegend. Insofern die vorliegende Analyse ausschließlich phänomenologisch und psychoanalytisch ausgerichtet ist, kann sie nur die einschlägigen Aspekte des anvisierten Phänomens beleuchten. Die soziale und die historische Dimension desselben, die ebenso zentral sind, können entsprechend nicht mitberücksichtigt werden.

„Versachlichung und Vergegenständlichung“ (ebd., 196) des Körpers ist man „gegen den Angriff des Schmerzes“ gepanzert und kann Ansprüche auf unumschränkte, absolute Herrschaft und Überlegenheit erheben. Die weitgehend rassistisch-biologisch codierte Überlegenheit ist dabei, wie Jünger betont, nicht so sehr als „Überlegenheit über Menschen“, sondern vielmehr als Überlegenheit „über den Raum, in dem das Gesetz des Schmerzes regiert“ (ebd., 167), zu verstehen.

An einer späteren Stelle wird der hier imaginierte und euphorisch zelebrierte *schmerzfreie Raum* „einer neuartigen Sicherheit“ (ebd., 94) als ein Raum geschildert, „in dem man weiß, dass ‚ewig leben‘ nur im Angesicht des Todes möglich ist“ (ebd., 185). Damit tritt die militaristische Opferideologie, von der die Jüngersche Rhetorik unverkennbar getragen wird, ganz unverhohlen und in dieser ihrer Unverhohlenheit geradezu schockierend an den Tag: „Dieses Verfahren (der Vergegenständlichung des Körpers – E.P.) setzt freilich eine Kommandohöhe voraus, von der aus *der Leib als ein Vorposten* betrachtet wird, *den der Mensch im Kampf einzusetzen und aufzuopfern* vermag.“ (ebd., 164; Herv. – E.P.) Derselbe Gedanke wird andernorts wieder aufgegriffen und mit derselben frappierenden Direktheit neu formuliert: „Wir betrachten es also als ein Kennzeichen der hohen Leistung, *dass das Leben sich von sich selbst abzusetzen*, oder mit anderen Worten, *dass es sich zu opfern vermag*.“ (ebd., 180; Herv. – E.P.).

Als eine manifeste Form der Erzielung dieser „hohen Leistung“ wird vom Autor die Disziplin erachtet: „Denn nichts anderes bedeutet die Disziplin, sei es die *priesterlich-asketische*, die *auf Abtötung*, sei es die *kriegerisch-heroische*, die *auf Stählung gerichtet* ist. Hier wie dort gilt es, *das Leben völlig in der Gewalt zu halten*, damit es zu jeder Stunde *im Sinn einer höheren Ordnung* zum Einsatz gebracht werden kann.“ (ebd., 165; Herv. – E.P.)

„Disziplin“, „Übung“, „Gehorsam“ sind laut Jünger nur verschiedene Ausprägungen des Willens zur Macht (und zur Selbstaufopferung) und dieser wiederum kommt besonders plastisch im Medium des Sports zum Tragen: „Der Sport bildet nur eins der Gebiete, auf denen *die Härtung und Schärfung* oder auch die *Galvanisierung des menschlichen Umrisses* zu beobachten ist.“ (ebd., 194; Herv. – E.P.).

Im Sport soll die Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers in seiner Eigenschaft *als Instrument, als Maschine* auf die Probe gestellt werden. Von hier aus lässt sich auch der moderne „seltsame Hang, den Rekord ziffernmäßig bis auf die kleinsten räumlichen und zeitlichen Bruchteile freizulegen“ (ebd., 192), erschließen. An der *Rekordfixiertheit* des modernen (den *kapitalistischen Leistungsdiskurs* fortführenden) Sportdiskurses macht der Dichter den *Unterschied zwischen dem modernen und dem antiken (olympischen) Sportverständnis* fest.

Das Rekord-Brechen im modernen Sport ist nach Z. Bauman wiederum gleichbedeutend mit der Transzendierung der Begrenztheit der menschlichen *physis*. Darin liegt für ihn „das Geheimnis jener Faszination, die von neuen Sportrekorden

ausgeht. Sie werden aufgrund ihrer symbolischen Bedeutung als *Sieg über die natürlichen Schranken* bewundert und als etwas erfahren, was um der ganzen Gattung willen geschieht.“ (Bauman 1994: 47; Herv. – E.P.).

An den Gedanken der Vergegenständlichung des Körpers knüpft E. Jünger ferner die „Idee des menschlichen Geschosses“ (Jünger 1960–1965: 167) an. Emphatisch zeichnet er das Bild eines neu aufkommenden „Typus“, eines neuen „Menschenschlages, den man [...] wie aus Kanonenmündungen abfeuert“ (ebd.).

„Unberührt von den Ausstrahlungen des Schmerzes und der Leidenschaft“ (ebd., 181), zeichnet sich dieser „härtere und unangreifbarere soldatische Typus“ (ebd., 185) v.a. durch die Fähigkeit aus, „sich selbst als Objekt zu sehen“ (ebd., 187). Seine Gesichtszüge lassen sich wie folgt umreißen: „Das disziplinierte Gesicht ist [...] *geschlossen*“ (ebd., 171; Herv. – E.P.), „seelenlos, wie aus Metall gearbeitet“ (ebd., 193; Herv. – E.P.); „es besitzt einen festen Blickpunkt und ist einseitig, gegenständiglich und starr“ (ebd., 171).

Die geschlossene, abgehärtete, metallene Oberfläche seines Körpers ist Schauplatz eines „grausame(n) Geist(es)“, der ihr seine Spuren unilgbar aufdrückt, indem er „die weichen Stellen ab(trägt) und die Flächen des Widerstands (härtet)“ (ebd., 195).

Sämtliche Charakteristika, die Jünger zur Beschreibung des über den Schmerz erhabenen „neuen Typus“ aufführt, lassen sich auch auf die sportlich durchtrainierten, gestählten, „galvanisierten“ Körpergestalten der NS-Plastiken übertragen. Mit Jünger sind sie als monumentale Verkörperungen des „gegen den Zugriff des Schmerzes [...] abgedichtet(en)“ „menschlichen Geschosses“ zu interpretieren.

Wie der „härtere und unangreifbarere soldatische Typus“ stellen die NS-Männerakte zugleich Verkörperungen des „Technoimaginären“ dar. Die Anforderungen, denen sich der Körper nach dem ihnen zugrunde liegenden maschinellen Körperkonzept zu unterwerfen hat, sind „dieselben, die man an eine Maschine stellt“ (ebd., 196). Kursorisch hat es Jünger auf den Satz „Die Technik ist unsere Uniform“ (ebd., 180) gebracht. Er zeigt den engen Zusammenhang zwischen der wachsenden Vergegenständlichung des Körpers und der modernen technischen Ordnung auf. Das distanzierte gewaltgeprägte Objekt-Verhältnis zum Körper betrachtet er als eine Folgeerscheinung der modernen visuellen Medien, allen voran der Photographie, in der er einen „Ausdruck der uns eigentümlichen, und zwar *einer grausamen Weise zu sehen*“ (ebd., 189; Herv. – E.P.) erblickt. Mit ihrem „unempfindlichen und unverletzlichen Auge“ (ebd., 188) stellt sie für ihn eine Art „magische Besitzergreifung“ (ebd., 189) dar. In ihr spürt er ein immanentes Bestreben auf, „dem lebendigen Vorgang den Charakter des Präparats zu verleihen“ (ebd., 189). Sie ist ihm „eine Waffe, deren sich der Typus bedient. Das Sehen ist ihm *ein Angriffsakt*“ (ebd.; Herv. – E.P.), mit R. Barthes (Barthes 1985) weitergedacht: ein *Tötungsakt*.

Bezeichnenderweise verdeutlicht Jünger abschließend die von ihm klar erkannte Zweischneidigkeit des maschinell-instrumentellen Körperkonzepts am Beispiel des

medizinischen Körperbilds: „Endlich sei noch darauf hingewiesen, wie sehr auch *in der Medizin der Körper zum Gegenstand* geworden ist. Auch hier tritt die eben erwähnte Doppelsinnigkeit hervor. So erscheint die Narkose auf der einen Seite *als Befreiung vom Schmerz*, auf der anderen Seite verwandelt sie den Körper *in ein Objekt*, das dem mechanischen Eingriff in der Art *eines leblosen Stoffes* offen steht.“ (ebd., 195; Herv. – E.P.)

Da der Schmerz gemäß E. Lists phänomenologischer Lektüre, auf die ich anschließend eingehe, als „Manifestation des Lebendigen“ interpretierbar ist, kommt die von Jünger proklamierte Anästhesierung gegenüber dem Schmerz, die Verdrängung, Verleugnung oder gar Überwindung des Schmerzes folgerichtig der *Abtötung des Lebendigen* gleich. Genau besehen ist der von ihm apothetisch geschilderte schmerzunempfindliche Körper des „unangreifbaren soldatischen Typus“ ein lebloser, toter Körper, eine Leiche.

Ethisch betrachtet bewirkt die Verwerfung des Bezugs zum Tode, den die Verwerfung des Schmerzes beinhaltet², den radikalen Abbruch des subjektkonstitutiven Bezugs zum Anderen, der nach Blanchot/Lévinas/Nancy Lacan/Legendre/Sartre u.a. immer derjenige ist, der uns durch seinen Tod unseren Tod enthüllt – *der Tod ist immer der Tod des Anderen*.

Angesichts der Tatsache, dass der Umgang mit unserem eigenen Körper grundlegend den Umgang mit dem (Körper des) Anderen (prä-)formiert, bestimmt und sich entsprechend darin reflektiert, ist es unschwer zu erahnen, welche schwerwiegenden Konsequenzen es haben kann (und in der Tat auch hatte), „dass die Technik und das Ethos auf eine so wunderliche Weise gleichbedeutend geworden sind“ (ebd., 197).

Daher sind es nach E. List vor allem „ethisch-politische Argumente“, die „für eine Würdigung des Themas Schmerz“ (List 1999b: 764) sprechen. Für die kritische Auseinandersetzung mit dem Körperdiskurs des Nationalsozialismus, wo – um Lists in anderem Zusammenhang geäußerte Worte zu zitieren – „eine Politik des Schmerzes am Werk (ist), die psychische Demütigung und physische Ermordung zu ihren Mitteln macht“ (ebd.), gilt dies in besonderem Maße. Mit ihrem Aufsatz *Schmerz – Manifestationen des Lebendigen* hat die Wissenschaftlerin selbst ein beeindruckendes Exempel hierfür geliefert. Darin untersucht sie den Schmerz unter phänomenologischer Perspektive und deckt die philosophischen Prämissen von dessen weitgehender Verdrängung und Verwerfung in der abendländischen Kultur auf.

² Dies hat E. Jünger selber ganz deutlich erkannt. So z.B. stellt er über die Folgewirkungen der modernen Vergegenständlichung des Körpers fest, dass „der Tod in den entscheidenden Augenblicken nicht mehr gesehen wird“ (ebd., 183). Und weiter: „Die Tatsache, dass wir heute bereits wieder imstande sind, *den Augenblick des Todes mit größerer Kälte zu ertragen*, erklärt sich nicht zum wenigsten dadurch, dass wir *in unserem Körper nicht mehr in der alten Weise zu Hause sind*.“ (ebd., 193; Herv. – E.P.)

Entgegen der neuzeitlichen, unter dem Einfluss Descartes herausgebildeten Tendenz zur Abdrängung des Schmerzes aus der „höheren“ Sphäre des Geistes qua Somatisierung geht sie von der Auffassung vom Schmerz als einem „Phänomen“ aus, „das sich der dualistischen Trennung von Körper und Geist/ Bewusstsein hartnäckig widersetzt“ (ebd., 770). „Er ist also“ – fährt sie in ihren definitiven Ausführungen fort – „*unmittelbare Gewissheit des Leib-Sein*. Im Schmerzen-Haben erfahren wir am deutlichsten, dass wir uns nicht immer von den Selbstverständlichkeiten des Leibhaftig-Existierens distanzieren und uns in unserem Bewusstsein und unserer Aufmerksamkeit auf die Domäne des Geistigen als dem eigentlichen Ort unseres Existierens zurückziehen können. Der Schmerz drängt sich auf *als unabweisbares Moment unseres leiblichen Daseins*, wir sind im Schmerz, *nicht der Körper „da draußen“*. Wir haben einen Körper, und spätestens im Schmerz wird uns gewiss, dass *wir dieser Leib sind*. Dergestalt ist der Schmerz zugleich *die Erfahrung des bewussten Gewährseins seiner selbst und der unaufhebbaren Leibgebundenheit des Existierens*.“ (ebd., 770; Herv. – E.P.).

Der Schmerz als eine Weise des „Zur-Welt-Seins“ – dieser Gedanke, den die Phänomenologie nach Husserl, insbesondere M. Merleau-Ponty und auf ihre Weise auch V. von Weizsäcker, H. Plessner und Fr. Buytendijk (ebd., 770) ins Zentrum der Analyse von Wahrnehmung und Erfahrung gestellt haben, ließe sich dahingehend zuspitzen, dass *der Schmerz die radikalste Weise der Konfrontation mit der Leibgebundenheit des eigenen Bewusstseins, des Gewährwerdens der Leiblichkeit des eigenen Selbst bzw. der eigenen Subjektivität* darstellt.

Buytendijk: „Keine andere Empfindung gibt in solchem Maße *die Gewissheit da zu sein*.“ (zit. ebd., 772; Herv. – E.P.) Damit ist zugleich eine weitere äußerst bedeutsame und folgenschwere Implikation der Schmerzerfahrung benannt: Gleich in welcher von seinen zwei Grundformen – ob in der passivischen des Schmerzerleidens oder in der aktivischen des Schmerzzufügens – das Schmerzerleben *produziert* in Bezug auf das eigene Ich, auf die eigene (körperlich erfahrene) Existenz *immer Gewissheit*, und zwar: *unerschütterliche Gewissheit*.

Die „Gewissheit des Noch-Lebens“ (List 1999b: 775), das durch den körperlichen Schmerz vermittelte *Gefühl des Da-Seins, der (Selbst-)Präsenz bzw. des Selbst-Seins* wiederum lässt sich damit erklären, dass der Schmerz selbst sich weitgehend „der Diskursivierung entzieht“ (ebd., 779) oder, wie es E. List unter Berufung auf E. Scarry noch formuliert: dass der Schmerz „in seiner *Unmittelbarkeit* durch die Sprache *niemals einholbar*“ ist (ebd., 775; Herv. – E. P.).

Die *Unmittelbarkeit des Schmerzes* lässt den „Körper im Schmerz“ (E. Scarry, ebd.) als „Schnittstelle von Natur und Kultur“, als „Schauplatz der Emergenz des Symbolischen aus dem Organisch-Kreatürlichen“ (ebd., 778) erscheinen und begründet derart seine Funktionalisierung *zum Austragungsort kollektivistischer wie fundamentalistischer Einheits- und Omnipotenzphantasien*.

Souveräne Weltvernichtung (als physische Zerstörung) und anschließende souveräne Welterzeugung – nach diesem für die Psychose eigentümlichen Szenario

wird auch die Welt in bzw. vor den Augen der „souveränen“ Machthaber, die „Welt der Folterer“ (E. Scarry, ebd.) organisiert.

Weil der Schmerz die Macht hat, „das Ich seines Daseins zu versichern“ und es somit in seinen eigenen Macht- bzw. Selbstermächtigungsansprüchen zu bestärken, ist das Zufügen von Schmerz, wie es in der von Scarry beschriebenen Inszenierung der Folter geschieht, „ein probates *Mittel zur Durchsetzung von Kontrolle und Macht*“ (ebd., 774; Herv. – E.P.).

Das Opfer der Folter soll durch körperliche Gewalt dazu gebracht werden, die Welt des Folterers zu bezeugen und zu befestigen, sein Ich und seine Macht zu affirmieren.

In Bezug auf Scarrys Darstellung des Orts des Geschehens zwischen Folterer und Opfer stellt List fest, dass sie „zuweilen den Eindruck (erweckt), als wäre dies *der primäre Ort der Entstehung von Macht*“ (ebd., 775; Herv. – E.P.).

Was „durch das Sichtbarmachen der entstellten und delokalisierten Teile und Funktionen des Körpers“ (ebd., 775) v.a. *objektiviert* wird, ist *der Schmerz selbst*. Neben der Zerstörung der Handlungsfähigkeit, Autonomie, Leiblichkeit des Opfers wird diese Objektivierung des Schmerzes als das augenfälligste Zeichen, als der unwiderlegbare Beweis für die unumschränkte Macht des Folterers wahrgenommen. Wie hat man sich das vorzustellen?

Um es zu begreifen, muss man sich zuerst vor Augen führen, dass das Schmerzerleben „mit dem Wissen um die Bedrohtheit des Subjekts in seiner Körperlichkeit einhergeht“ (ebd., 771). Dieser Gedanke ließe sich im Hinblick auf das vorhin Gesagte dahingehend ausfallen, dass der sich den Kalkülen der Macht entziehende Schmerz das Subjekt mit seiner eigenen Leiblichkeit, Hinfälligkeit, Hilflosigkeit konfrontiert: „Die dauernde und sinnlose Präsenz des Schmerzes erzeugt ein Gefühl auswegloser Ohnmacht.“ (ebd., 773)

Er entäußert es, liefert es der Kontingenz, dem Ungewissen, dem Anderen aus, beraubt es seiner Autonomie und Souveränität. Mit E. List gesprochen: der Schmerz ist eine „Leistung des Organismus, aber eine, die *als Scheitern* erlebt wird“ (ebd., 771; Herv. – E.P.).

In diesem Interpretationshorizont stellt die Objektivierung des Schmerzes – so meine These – einen *gegenläufigen Akt der Verwerfung der Erfahrung unvermeidlichen Scheiterns* dar. Sie ist sozusagen identisch mit der Neutralisierung, Eliminierung, Überwindung des Schmerzes.

Am symbolischen *Akt der Entmachtung des Schmerzes*, wie er sich am „*Körper im Schmerz*“ – dem Zentrum und Angriffspunkt der Inszenierung der Folter – abspielt, gewinnt das Subjekt des Folterers demnach *die unerschütterliche Gewissheit von seiner unumschränkten souveränen Macht*. Eine ähnliche symbolische Funktion kommt – von der umgekehrten Seite der Gewalttätigkeit gegenüber dem eigenen Körper her betrachtet – auch der *Heroisierung des Leidens (des Schmerzertragens)* zu. Wie vorhin am Beispiel von E. Jünger veranschaulicht, haben

wir es dabei ganz deutlich „mit einer ‚cartesischen‘ Abwehr des Körpers als jenes Objekt ‚da draußen‘, das als Verursacher und Träger des Schmerzes vom Ich distanziert wird“ (ebd., 778), zu tun.

Ausdauer, Härte, Unnachgiebigkeit, Durchhaltevermögen, Charakterstärke – all diese Umschreibungen für den „heroischen“ Willen zum „Sieg über den Schmerz“ (E. List), die auch in den NS-Plastiken gestalterisch zum Ausdruck kommen, sind nichts anderes als Manifestationen des verzweifelten kompensatorischen Versuchs einer Selbstvergewisserung, Selbstermächtigung, Selbstbehauptung seitens des bedrohten Subjekts bzw. des narzisstisch gekränkten Ich: „Im heroischen Sieg über den Schmerz errichtet sich das bedrohte Ich zu neuer, gestärkter, gepanzerter Souveränität.“ (ebd., 777).

In diesem Zusammenhang sei noch mit E. List nachdrücklich hervorgehoben, dass es sich bei der Heroisierung des Leidens um eine *kulturell überformte Einstellung zum Schmerz* handelt, in die zweifelsohne vielfältige (christlich-)religiöse Reminiszenzen eingeflossen sind. Letztere lassen sich auch im nationalsozialistischen Körper- und Opferdiskurs wiederfinden.

Die Frage nach der kulturellen Codiertheit des Umgangs mit dem Schmerz wirft andererseits auch die Frage nach dessen *Geschlechtsspezifität* auf. Unter Rekurs auf Buytendijk (ebd.) bemerkt List zur symbolischen Konstruktion des Umgangs mit dem Schmerz innerhalb der europäischen Kultur: „Die in der Tradition, der z.B. E. Jünger angehört, geübte *Heroisierung des Leidens* im Sinne einer *soldatischen Kultur der Männlichkeit* macht deutlich, dass der Umgang mit Schmerz auch *geschlechtsspezifisch organisiert* ist – dies auf dem Hintergrund der Tatsache, dass das Ertragen von Leid und das Zufügen von Schmerz *als Ausdruck von Charakterstärke bzw. Macht* gilt. *Die kulturell höher bewertete ‚männliche‘ Form* der Antwort auf den Schmerz ist *Standhalten, Widerstand*. ‚Was uns nicht umbringt, macht uns härter‘.“ (ebd.; Herv. – E.P.).

Was hat es aber für das weibliche Subjekt in seiner Rolle als spiegelbildliches Pendant zum männlichen Selbst zu bedeuten, dass in der androzentrisch verfassten abendländischen Gesellschaft die männliche Form der Abdrängung und Verwerfung des Schmerzes die absolute Priorität hat?

Wenn man sich der (freilich etwas gewagten) Analogie mit Scarrys eben skizzierter Folter-Darstellung bedient, so liegt es nahe, dass dieses unvermeidlich in die Position des Opfers versetzt wird, welches das verunsicherte männliche Subjekt in seiner imaginär-narzisstischen Identität (Männlichkeit), in seiner Handlungsfähigkeit, seiner Macht und Souveränität bestärken und befestigen soll. Dieses Problem wird umso evidenter und brisanter in (Vor-)Kriegssituationen, wo die Aufgabe der Mobilisierung und Stärkung der männlichen soldatischen Identität besonders deutlich in den Vordergrund tritt und es infolgedessen zu einer enormen Eskalation der Gewalt gegenüber Frauen kommt, was auch im Fall akuter Männlichkeitskrisen zu beobachten ist.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das stark negative (spezifisch männliche) Verhältnis zum Schmerz (und d.h. auch zum Körper) einen widersprüchlichen Doppelzwang produziert, der seinerseits wie ein mächtiger, unkontrollierbarer Gewaltgenerator wirkt (bzw. wirken kann). Dies besagt, dass mit der wachsenden Anästhesierung gegenüber dem Schmerz auch das Maß an physischer Gewalt wächst. Denn je schwerer das Gewahrwerden des eigenen Leibs und Ichs, desto stärker das Bedürfnis nach der „Unmittelbarkeit“ und „Gewissheit“ des Schmerzerlebens, das Bedürfnis nach realer physischer Gewalt.

Der einzige Ausweg aus dieser vertrackten Situation scheint eine grundlegende Revision und Neukonstruktion, eine „Dekonstruktion“ im Sinne Derridas der überlieferten kulturellen Einstellung zum Schmerz und zum Körper zu sein.

Philosophisch bringt E. List es auf die Formel von der „Notwendigkeit der Rekonstruktion des Subjekts im Kontext seines konkreten leiblichen und sozialen Selbstseins“ (ebd., 779). Ethisch wie politisch impliziert diese Formel ein radikal neues Verhältnis zum Schmerz, ein Verhältnis, das von einem Körperverständnis getragen wird, wonach der Körper nicht mehr „jenes Objekt, da draußen“, der „Verursacher und Träger des Schmerzes“ (ebd., 778), sondern der „Träger des Selbst“ (D. Field, ebd.), die „Quelle des Lebens“ ist.

LITERATURVERZEICHNIS//BIBLIOGRAPHY

- Bauman 1994:** Bauman, Z. *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*. Frankfurt/M.: Fischer Tb
- Barthes 1985:** Die helle Kammer. Bemerkung zur Fotografie. Suhrkamp
- Jünger 1960-1965:** Jünger, E. Über den Schmerz. In: *Ernst Jünger: Werke in 10 Bden*, Bd.5. Stuttgart: Ernst Klett, S. 151–198
- List 1999:** List, E. Schmerz-Manifestation des Lebendigen und ihre kulturellen Transformationen. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 4/ 1999. Berlin, S. 763–779